

SARAH ALDERSON  
Meine beste Freundin



GOLDMANN

Lesen erleben

## *Buch*

Seit Jahren hat die unscheinbare Lizzie nicht mehr an ihre ehrgeizige Kollegin Becca gedacht. Obwohl online mit ihr befreundet nahm Becca im wahren Leben kaum Notiz von ihr und verschwand nach einem schrecklichen Unfall auf der Weihnachtsparty der Firma schließlich ganz. Als Lizzie plötzlich ein Tinder-Date mit James, Beccas attraktivem Exfreund, vorgeschlagen wird, kann sie ihr Glück kaum fassen. Becca, die laut Facebook mittlerweile das perfekte Leben führt – eigenes Designstudio, erfolgreicher Ehemann, süßes Baby –, hätte doch sicher nichts dagegen. Doch mit Freunden wie Becca braucht Lizzie keine Feinde ...

Weitere Informationen zu Sarah Alderson  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Sarah Alderson

---

Meine beste  
Freundin

Thriller

Aus dem Englischen  
von Claudia Franz

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2018  
unter dem Titel »Friends Like These« bei Mullholland Books, an  
imprint of Hodder & Stoughton, an Hachette UK company, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2020

Copyright © der Originalausgabe Sarah Alderson 2018

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2020

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: Roy Bishop/arcangel images; FinePic®, München

Redaktion: Annekatriin Heuer

KS · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48950-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Für Rachel*



## **Abschrift eines Polizeinotrufs**

*Sonntag, 10. Dezember, 23.23 Uhr*

**Anruferin:** Sie hat ein Messer. Bitte beeilen Sie sich.

**Mitarbeiterin der Leitstelle:** Die Polizei ist unterwegs. Können Sie das Haus verlassen?

**Anruferin:** Nein.

**Mitarbeiterin:** Ist es möglich, dass Sie sich irgendwo verstecken? Irgendwo, wo sich die Tür abschließen lässt?

**Anruferin:** Ich bin in der Toilette ... unten. Bitte beeilen Sie sich. Ich höre sie kommen.

**Mitarbeiterin:** Bleiben Sie am Apparat.

[0:31:44 – unbestimmte Geräusche – undeutliches Schluchzen]

**Anruferin** (geflüstert): Ich glaube, sie steht vor der Tür ... Ich kann sie hören. O Gott, bitte beeilen Sie sich.

**Mitarbeiterin:** Die Polizei wird jeden Moment eintreffen. Bleiben Sie am Apparat. Können Sie mir erzählen, was passiert? Wer ist die Frau mit dem Messer?

[0:44:16 – unklar – hämmernde Geräusche, gefolgt von einem Knall]

**Anruferin:** Nein!

**Mitarbeiterin:** Hallo? Sind Sie noch da?

[0:53:33 – Schreie]

**Anruferin:** Nein! Lass mich los ... Sie wird mich umbringen!

[1:05:33 – undeutliche Laute – wahrscheinlich ein Kampf]

**Mitarbeiterin:** Hallo? Sind Sie noch da? Hallo?

**Anruferin:** Hallo?

**Mitarbeiterin:** Geht es Ihnen gut? Was ist geschehen?  
Die Polizei fährt gerade vor Ihrem Haus vor.

**Anruferin:** Sie ist tot. Ich vermute jedenfalls, dass sie tot ist. O Gott. O Gott ... bitte ... o Gott. Sie bewegt sich nicht mehr. Überall ist Blut. Viel Blut.

**Mitarbeiterin:** Atmet sie?

**Anruferin:** Ich weiß nicht.

[2:04:16 – Wimmern – Keuchen]

**Mitarbeiterin:** Könnten Sie ihr den Puls fühlen?

**Anruferin:** Ich ... o Gott ... Keine Ahnung. Würden Sie bitte einen Krankenwagen schicken?

**Mitarbeiterin:** Der ist schon auf dem Weg. Sie müssen Ruhe bewahren. Tun Sie mir den Gefallen?

**Anruferin:** Ja. Ja, ich gebe mir Mühe ... O Gott.

**Mitarbeiterin:** Wie heißen Sie? Nennen Sie mir Ihren Namen.

**Anruferin:** Sie ist auf mich losgegangen... mit einem Messer. Sie ist einfach aus dem Nichts aufgetaucht. Ich glaube, sie ist tot... Ich glaube, ich habe sie umgebracht.



# Teil eins



## **Teilabschrift der polizeilichen Vernehmung von Miss Elizabeth Crowley, im Anschluss an eine Vermisstenanzeige**

*PC Kandiah – Sonntag, den 10. Dezember*

Hatten Sie schon mal eine dieser Facebook-Freundinnen – eigentlich eher eine Art Bekannte, wie eine Kollegin oder eine alte Schulfreundin oder so –, deren Freundschaftsanfrage Sie angenommen haben, nur um sich später zu wünschen, Sie hätten lieber darauf verzichtet? Wir alle haben so etwas getan, nicht wahr? Man möchte ihnen die Freundschaft nicht wieder aufkündigen, für den Fall, dass sie es zufällig merken. Dabei haben sie bestimmt siebenhundert Freunde und würden es vermutlich nie mitbekommen. Und um ehrlich zu sein, ist man doch auch ein bisschen fasziniert von ihrem Leben. Wenn man es stattdessen, auf Netflix nach einer interessanten Sendung zu suchen, fängt man plötzlich an, wahllos solchen Leuten auf Facebook hinterherzulaufen. Geben Sie ruhig zu, dass Sie so etwas auch schon getan haben.

Im nächsten Moment hat man das Gefühl, in ein Kaninchenloch zu fallen, und kommt sich wie ein Spanner vor. Komisch, nicht wahr? Wenn man den News Feed dieser Leute durchforstet, hat man die ganze Zeit das Gefühl,

jemand würde einem gleich auf die Schulter klopfen und rufen: »Ha! Ertappt!« Dabei tut man ja nichts Schlimmes. Ich meine, die würden das doch nicht alles ins Netz stellen, wenn sie nicht *wollten*, dass man es liest.

Möchten Sie ein Beispiel für Beccas Social-Media-Posts haben? Okay. Becca gehörte zu den Leuten, die wirklich jeden Post mit einem Hashtag wie #dankbarkeit oder #überglücklich oder #yolo versehen. Oh, und natürlich #besterfreundallerzeiten. Das war ihr Lieblingshashtag. Bestimmt kennen Sie solche Leute. Sie lächeln. Klar kennen Sie so jemanden.

Ständig hat Becca Selfies von sich im Sportstudio gepostet, jedes Mal die gleiche Masche: Sie beklagt sich, zu viel Kuchen gegessen zu haben, deshalb müsse sie jetzt die Extrapfunde abtrainieren. Gleichzeitig stellt sie ihre Bauchmuskeln zur Schau. Dann gab es immer tausende Fotos von ihrem Urlaub auf Ibiza – jedes Bild von ihrem Liegestuhl aus geknipst, sodass man die Sonne zwischen ihren Oberschenkeln untergehen sah. Oder sie hat sich mit vollem Make-up und Föhnfrisur fotografiert und dem Ganzen den Hashtag #heutemorgenbeimAufwachen verpasst, denn klar, so ist das eben. Schauen wir morgens nicht alle so aus? Ich ganz bestimmt. *Nicht*.

Hören Sie, ich schwöre, da können Sie alle fragen: Fast jeder zweite Post drehte sich um ihren Freund James. Wie umwerfend er sei und dass er schon wieder einen romantischen Trip nach New York oder in die Cotswolds oder nach Paris gebucht habe und dass er einfach der Hashtagbester-Freund-aller-Zeiten sei. Oder sie hat ihn fotografiert, während er schlief, den Kopf unter den Kissen. Das Ganze hat sie dann mit einem Schwarz-Weiß-Filter aufge-

nommen und den Hashtag #heißertyp und #glücklichstemädchenallerzeiten dazugeschrieben.

Mir fällt kein besseres Wort ein, aber ich würde sagen, ihr Verhalten kam arrogant rüber. Ich sehe, Sie lachen. Sie haben es kapiert. Ehrlich, es ist doch irgendwie verdächtig, wenn sich jemand ständig vor Begeisterung überschlägt, sobald er seinen Partner erwähnt. Das muss man sich nur mal klarmachen: All diese Promis, die in der Öffentlichkeit überschwängliche Liebeserklärungen abgeben, sind drei Wochen später wieder geschieden.

Ein paar Leute bei der Arbeit kündigten Becca die Facebook-Freundschaft oder folgten ihr wenigstens nicht mehr, weil sie sie so nervig fanden. Ich nicht.

Ob wir eifersüchtig auf sie waren? Nein. *Wirklich nicht.*

Ich merke, dass Sie mir nicht glauben, aber es stimmt. Ich meine, okay, Becca war hübsch, aber eifersüchtig waren wir nicht. Einige Kolleginnen waren vermutlich verärgert, dass sie den Job als Assistentin des CEO bekommen hat. Es gab andere, die länger in der Firma waren und dachten, sie würden die Stelle eher verdienen, aber so läuft das halt in dieser Branche. Außerdem arbeite ich in der Finanzbuchhaltung, daher störte es mich nicht so sehr wie andere in der Agentur, die darauf gehofft hatten, den Sprung von der Assistentin zur Agentin zu schaffen.

Wenn man Becca am Wasserspender traf und versuchte, ein höfliches Gespräch anzufangen, sah sie einen an, als wäre man ein niederes Wesen, irgendwie minderwertig. Dann stolzierte sie davon, als sei man ihrer Zeit oder was auch immer nicht würdig. Wirklich freundlich war sie nur zu Leuten, von denen sie sich etwas erwartete, die ihr helfen konnten, ihr Ziel zu erreichen. Und was sollte

das wohl sein? Das obere Ende der Karriereleiter, natürlich. Becca war ... ehrgeizig. Verstehen Sie mich nicht falsch, daran ist nichts Schlechtes. Ich bin absolut dafür, dass Frauen die Karriereleiter hochklettern und die gläserne Decke zertrümmern. Das ist längst überfällig, nicht wahr? Wie lautet das Zitat noch mal? *In der Hölle gibt es einen speziellen Ort für Frauen, die anderen Frauen Steine in den Weg legen.* Irgendetwas in der Art. Dem kann ich nur zustimmen. Wir anderen Frauen im Büro sind ganz dicke miteinander und halten uns gegenseitig den Rücken frei – das ist in dieser Branche wirklich nötig, Sie haben ja keine Ahnung ... Aber Becca, die hat das Memo zu diesem Thema eindeutig nicht bekommen.

O Gott, ich klinge ja wie eine Zicke. So bin ich gar nicht. Bestimmt nicht. Ich hasse es, wenn man über andere Leute herzieht. Besonders über Leute, die ... Hören Sie, Sie dürfen nicht denken, ich würde Becca hassen. Gehasst habe ich sie nie. Ich kannte sie gar nicht. Ich kenne sie immer noch nicht. Das ist der Punkt.

Ach, warten Sie, mir fällt noch etwas ein. Zu Claires Geburtstag vor ein paar Jahren hatte Flora einen Schokoladenkuchen gebacken. Den hat sie in der Arbeit in den Kühlschrank gestellt. Als er dann serviert werden sollte, hatte sich jemand ein dickes Stück abgeschnitten. So etwas passiert natürlich ständig im Büro. Ständig mopst jemand ein Stück Brot oder bedient sich von fremdem Frischkäse, da kann man noch so viele Post-its draufkleben. Ich weiß, dass manche Kollegen in ihr Essen spucken und es allen anderen mitteilen, um sie abzuschrecken. Wie Weihwasser gegen Vampire.

Aber die Sache mit dem Kuchen ... da schien eine gewisse

Absicht dahinterzustecken. Wer auch immer es war, hatte sich nicht mit dem Messer ein Stück abgeschnitten. Nein, er hat einfach hineingelangt. Und mit den Händen einen riesigen Batzen herausgerissen. Der Kuchen war vollkommen ruiniert. Wer tut so etwas? Wir konnten uns das nicht erklären. Aber als ich Flora in der Küche tröstete, kam Becca mit einem Teller voller Schokoladenkrümel herein. Als sie uns bemerkte, erstarrte sie, dann lächelte sie nur und stellte den Teller in die Spülmaschine. Da wussten wir Bescheid. Und sie wusste, dass wir Bescheid wussten. Aber was sollten wir tun? Natürlich haben wir sie nicht zur Rede gestellt. Sie hätte es einfach gelehnet.

Um solche Dinge ging es. Becca hat auch sehr viel gelogen. O Mann, ich fühle mich jetzt ganz schrecklich. Und mir ist nicht mal klar, ob das in irgendeiner Weise hilfreich ist. Hilft Ihnen das alles weiter? Sollten Sie nicht da draußen sein und nach Becca suchen? Wie kann mein Gerede dazu beitragen, sie zu finden? Sie wollen sich ein Bild von ihr machen, das verstehe ich, aber dafür bin ich eigentlich gar nicht die Richtige. Ich habe sie schon seit Jahren nicht mehr getroffen. Und davon abgesehen, ich habe sie auch nie wirklich gekannt. Das ist der Punkt. Ich kann es nur noch mal wiederholen: Niemand hat sie gekannt. Nicht ihr *wahres* Wesen.

Inwiefern sie gelogen hat? Na schön, hier ist ein Beispiel. Becca hat ständig Namen von Berühmtheiten fallen lassen, die sie kannte. Oder angeblich kannte. Allen Kollegen erzählte sie, sie hätte Prinz Harry gedatet, nachdem sie ihm im Boujis über den Weg gelaufen war, diesem Nachtclub in Kensington. Oh, und dass ihr Vater die LED-Lampen erfunden hätte. Lauter lächerliches Zeug, das man

beim besten Willen nicht glauben konnte. Ich meine ...  
Kommen Sie, wenn Sie schon lügen, dann sorgen Sie doch wenigstens dafür, dass Ihre Lügen glaubhaft sind, oder? Es war fast, als würde Becca mit uns spielen, als würde sie es darauf anlegen, von uns zur Rede gestellt zu werden. Aber das hat nie jemand getan.

Selbst einige männliche Kollegen konnten sie nicht ertragen. Becca war einfach zu sehr ... mit sich selbst beschäftigt, vielleicht wäre das der richtige Ausdruck. Immer perfekt gekleidet, das war noch so etwas. Ihr Geschmack war tadellos, aber sie trug Sachen, die sich eher zum abends Ausgehen eigneten. Und dann diese wahnsinnig hohen Absätze. Manolo Blahniks und Louboutin. Wir haben uns immer gefragt, woher Becca eigentlich das Geld dafür hatte. Viel mehr als wir verdiente sie schließlich auch nicht, und wir waren immer blank. Wir bestellten unsere Klamotten bei ASOS, während sie in Sachen von Stella McCartney und Chloé zur Arbeit erschien. Sie erzählte den Leuten, dass ihre Familie tot sei – ihre Eltern und Geschwister wären bei einem Brand ums Leben gekommen. Gott weiß, ob das stimmt. Und dann hatte sie angeblich eine Menge Geld geerbt. Ein Vermögen durch LED-Lampen!

Aber jetzt kennen wir die Wahrheit. Alles, was Becca über sich erzählt hat, war gelogen.

Wenn Sie mich fragen, warum sie verschwunden ist, muss ich Ihnen leider sagen, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe.

Ich habe Ihnen nur ein wenig erklärt, was für ein Mensch sie war. *Ist.*

## **Dienstag, 5. Dezember Abend**

»Schönen Abend, Lizzie«, ruft Flora.

Ich winke mit den Fingerspitzen. Ich habe die Hände voll mit Jacke, Schal, Tasche, Handy und fünf Tassen mit Kaffeeresten, die ich mir nicht über die Strumpfhose schütten möchte. Als ich die Tassen unbeholfen in die Spülmaschine bugsiere, stelle ich wieder einmal fest, dass ich die Einzige in dieser Firma bin, die weiß, was eine Spülmaschine eigentlich ist. Mit einem kurzen Blick in den Kühlschrank vergewissere ich mich, ob ich noch Mandelmilch brauche. Verdammt. Jemand hat sich daran vergriffen! Heute Morgen war die Packung noch voll, ungeöffnet, trotzdem hat sich jemand selbst bedient. Den Nerv muss man haben.

Tim aus der IT-Abteilung hat seinen Namen mit schwarzem Textmarker auf seinen Vorrat an Vitaminwasser-Flaschen geschrieben. Vielleicht sollte ich das auch tun. Nicht dass es was ausmachen würde. Das Stehlen in diesem Haus ist außer Kontrolle geraten. Vielleicht sollten wir eine Nanny-Cam in das Gurkenglas stecken, das seit 2016 im Kühlschrank vor sich hin vegetiert.

Ich gehe durch den Breakout-Bereich und achte darauf, ob auch niemand vertrauliche Dokumente auf den Tischen hat liegen gelassen. Wir wollen doch nicht, dass die Putzleute den Vertrag für einen großen Schauspieler in die Fin-

ger bekommen und ihn an die *Daily Mail* verkaufen. Andererseits, wenn ich manchmal sehe, wie viel mehr ein männlicher Schauspieler verdient verglichen mit seiner Filmpartnerin, juckt es mich fast in den Fingern, die Information selbst weiterzuleiten.

Einmal hat jemand aus der Personalabteilung einen internen Bericht über eines der Vorstandsmitglieder liegen gelassen; der Mann wurde von einer Junior-Agentin der sexuellen Belästigung beschuldigt. Für die Kollegin aus der Personalabteilung hat die Sache ein schlimmes Ende genommen, und für die junge Agentin ebenfalls. Das Vorstandsmitglied sitzt immer noch im Vorstand. Was für eine Überraschung.

Es ist nicht mein Job, nach vertraulichen Dokumenten Ausschau zu halten, genauso wenig wie die leeren Kaffeetassen von den Schreibtischen in der Finanzbuchhaltung einzusammeln. Aber meine Mutter hat mir beigebracht, dass man seine Energien durch sinnlose Wut verschwenden oder sie nutzen kann, um sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen.

Und siehe da, im Drucker liegt ein Manuskript. Jemand muss es dort vergessen haben. Als ich einen Blick auf das Deckblatt werfe, entdecke ich den Namen einer neuen Autorin, die unsere Agentur eben erst unter Vertrag genommen hat. Ich blättere in dem Manuskript herum, weil mich interessiert, was die Frau kann, bei all dem Wind, der um sie gemacht wird. Zweiundzwanzig ist die Frau erst. Wie gut kann sie da schon sein? Gerüchten zufolge glauben die Chefs, dass ihr Buch und der Verkauf der Filmrechte eine siebenstellige Zahl erzielen werden. Kann sich irgendjemand auch nur vorstellen, was man mit so viel Geld anfangen soll?

Ich würde ein Haus am Hampstead-Heath-Park kaufen, eines dieser klassischen georgianischen Herrenhäuser mit großer Zufahrt, wie in Jane-Austen-Filmen. Mein Schreibzimmer würde einen Blick auf den Park hinaus bieten, im Erdgeschoss befänden sich eine Sauna und ein Fitnessraum. Die Arbeitsplatten in der Küche wären aus Marmor, und die Terrassentüren des Frühstückszimmers würden auf einen Rasen hinausführen, der groß genug wäre für Krocket und einen Pimm's im Sommer. Das wäre mein Traum. Oh, und dann noch ein begehbarer Kleiderschrank und ein Bad mit freistehender Badewanne. Und ein Personal Trainer und ein Koch.

Wenn man bedenkt, dass ein fünf Zentimeter dicker Papierstapel, wie ich ihn jetzt in der Hand halte, der Schlüssel zu solchen Annehmlichkeiten sein könnte. Ein Wunder. Reinste Magie. Wie ein Lottogewinn. Ich wiege das Manuskript in der Hand und schaue über die Schulter, um sicherzustellen, dass mich niemand beobachtet. Dann stecke ich es in die Tasche. Morgen werde ich es zurückbringen.

»Na, auf dem Sprung irgendwohin?«

Ich fahre zusammen. Flora. Wie eine Ninja ist sie hinter mir aufgetaucht, was erstaunlich ist, weil Flora so ziemlich das Gegenteil einer Ninja darstellt. Sie braucht Größe 50, und trägt wegen ihrer Plattfüße weiße Schuhe von Dr. Scholl, weshalb sie immer wie eine Krankenschwester auf einer Psychiatrie-Station wirkt. So lautet zumindest Floras eigener Scherz. Sie ist meine beste Freundin im Büro, obwohl ich in letzter Zeit das Gefühl hatte, dass sie mir aus dem Weg geht. Möglicherweise ist sie sauer, dass ich mittags nicht mehr zum Essen mitkomme.

Ich schüttele den Kopf und ziehe meinen Mantel an.  
»Nein, ich gehe nur nach Hause. Warum?«

Flora zuckt mit den Achseln. »Du siehst halt so hübsch aus. Als hättest du eine Verabredung oder so.«

»Heute nicht«, sage ich und freue mich über das Kompliment. »Und was ist mit dir? Arbeitest du heute länger?«

Flora nickt. »Ja. Wir sitzen an den letzten Feinheiten für die Verhandlungen über dieses neue Manuskript. Morgen wollen wir den Pitch rausschicken.«

Sie redet von dem Manuskript, das ich gerade in meine Tasche gesteckt habe. »Davon habe ich gehört«, antworte ich. »Siebenstellig, was?«

Floras Miene hellt sich auf. »Ja, ist das nicht Wahnsinn? Sämtliche wichtigen Filmstudios haben bereits Interesse angemeldet. Möglicherweise wird das der größte Deal, den wir je abgeschlossen haben. Dabei ist das Mädchen erst zweiundzwanzig!«

Ich ringe mir ein Lächeln ab.

Flora schaut mir über die Schulter, und ihre Stirn legt sich in Falten. »Oh«, sagt sie. »Du hast nicht zufällig etwas auf dem Drucker liegen sehen?«

Ich schüttele den Kopf.

Flora schiebt sich an mir vorbei und bleibt verwirrt vor dem Drucker stehen.

»Vielleicht ist kein Papier mehr drin«, erkläre ich, während ich das Manuskript wie einen Ziegelstein in meiner Tasche liegen fühle. Herausholen kann ich es nicht. Was soll ich denn sagen? *Oh, schau mal, wie komisch, es muss zufällig in meine Tasche geraten sein.* Ich werde wohl die Ahnungslosen spielen müssen.

»Ich habe vorhin erst Papier nachgelegt«, erwidert Flora und zieht die Papierlade heraus, die fast leer ist. »Wirklich komisch«, murmelt sie.

»Ich geh jetzt mal besser«, sage ich. »Chris wartet bestimmt schon.«

»Okay«, meint Flora, die immer noch mit ihrem verschwundenen Manuskript beschäftigt ist. »Gib ihm einen dicken Kuss von mir.«

»Wird gemacht.« Ich haste zum Aufzug und beschließe dann, lieber die Treppe zu nehmen. Ich nehme immer die Treppe, wenn kaum noch jemand im Büro ist. Irgendetwas an dem Geräusch, mit dem meine Absätze über den Marmor klappern, und an dem geschwungenen Handgeländer verleiht mir das Gefühl, als würde ich wie eine naive Hollywood-Schönheit zu einer Oscar-Party erscheinen.

»Guten Abend, Miss Crowley«, sagt Frank, der Sicherheitsmann, während ich die Treppen hinabschwebe. Er erinnert mich jedes Mal an den Weihnachtsmann.

»Abend, Frank«, erwidere ich. Normalerweise bleibe ich stehen und wechsle ein paar Worte mit ihm. Heute Abend nicht. Ich bin spät dran für meinen Zug.

Ich passiere die gewaltige Statue, die wie ein Riesentinfisch aus Bronze aussieht (oder wie das Spermium eines Riesen, wie Flora immer scherzt) und dann die silbernen Buchstaben PKW, die unübersehbar an der Wand prangen, als würde hier eine exklusive Unternehmensberatung residieren. Tatsächlich steht die Abkürzung für »Pryor Kinnison Weng« – heute offiziell die weltweit größte Talent-Agentur in der Unterhaltungsbranche. Wir sind das Londoner Büro, nur eine Niederlassung, aber wir bilden uns nur allzu gerne ein, dass wir die eigentliche Arbeit machen, während am Hauptsitz in Hollywood nur bedeutungslose Stilfragen geklärt werden.

Nach der Fusion mit Hollywood beschlossen die Bosse,

das Londoner Büro an der Euston Road mit seiner strengen Nachkriegsaura zu schließen – trotz des Stasi-Ambientes habe ich es immer sehr gemocht – und in ein Gebäude zu ziehen, das besser zu den Zukunftsvisionen der Agentur passte. Die Vorgabe lautete von nun an, nur die Crème de la Crème zu repräsentieren: die A-Besetzungen und die Oscar-, Pulitzerpreis- und British-Academy-Film-Award-Gewinner, also all die Leute, die sich auf der Liste der »brillantesten Köpfe unter dreißig« wiederfanden. Und ja, man kann sagen, dass die Agentur es geschafft hat.

Als ich meine Mütze aufsetze und auf die Drehtür zusteure, muss ich wie immer an die Sanitäter denken, die damals darin stecken geblieben sind. Sie hatten zu viele Gerätschaften dabei, und irgendetwas hatte sich verklemmt. Ob all diese zusätzlichen Sekunden etwas ausgemacht haben? Wer weiß das schon.

Kalter Wind schlägt mir entgegen, als ich auf die Straße trete, und ich ziehe den Mantel enger um mich. Den Schal drapiere ich auf französische Art. Das habe ich mir mal in einer Anleitung auf YouTube abgeschaut. Ich blicke auf mein Handy. Noch achtzehn Minuten bis zur Abfahrt meines Zugs. Mit meinen hohen Absätzen ist es fast ein Ding der Unmöglichkeit, ihn rechtzeitig zu erwischen. Kurz überlege ich, ob ich mit Uber heimfahren soll, aber das kann ich mir eigentlich nicht leisten – zumal Weihnachten vor der Tür steht und ich noch Geschenke besorgen muss –, also laufe ich, so schnell ich kann, und schlängele mich zwischen den Touristen und den Passanten, die spätabends ihre Einkäufe erledigen, durch die Carnaby Street.

Die Menschenmenge auf den Stufen von Oxford Circus ähnelt einem Lavastrom, der mit aller Macht in den Vulkan

zurückfließen will. Nach der kühlen Nachtluft auf der Straße bricht mir inmitten der Hitze all dieser Körper sofort ein juckender Schweiß aus. Ich liebe London – dieses vibrierende, überschäumende Gewirr, besonders im Winter, wenn die Bürgersteige glitzern und sämtliche Geschäfte und Bars die Menschen mit ihrem verführerischen Glanz ins Innere locken wollen –, aber das Pendeln hasse ich. Immer habe ich das beunruhigende Gefühl, Teil einer Herde zu sein, die ohne Sinn und Verstand auf den Rand einer Klippe zurast.

Am Bahnsteig steht Gott sei Dank eine U-Bahn. Die Türen piepen. Ich springe hinein und finde mich dann zwischen jemandes Armbeuge und jemand anderes Aktentasche wieder. Die Tasche stößt gegen meine Hüfte.

Zwei Haltestellen. Vier Minuten. Ich muss aus der U-Bahn springen und die Rolltreppe hochrennen, wenn ich meinen Zug noch irgendwie kriegen will. Nicht zum ersten Mal be-reue ich es, mit hohen Absätzen zur Arbeit gegangen zu sein, aber wenn es eine Goldmedaille dafür gäbe, sich in der Stoßzeit durch Menschenmengen zu schlängeln, würde ich sie gewinnen. Noch vor einem Jahr hätte ich das nicht geschafft – ich hätte es nicht einmal versucht. Ich wäre die Rolltreppe hochgeschaukelt, hätte all die Plakate für den *König der Löwen* studiert und dann bei McDonald's einen Big Mac mit Pommes gegessen, um die Wartezeit bis zum nächsten Zug zu überbrücken.

Mittlerweile flitze ich zum Zug wie ein olympischer Schnellläufer. Ich komme sogar ein paar Sekunden zu früh, muss aber leider feststellen, dass sämtliche Plätze besetzt sind. Also bleibe ich stehen und spüre meine Füße, die nach dem Gerenne höllisch schmerzen. Und als wäre das noch nicht genug, bin ich zwischen lauter Anzugtypen ein-

gequetscht, die sich sogar noch im Stehen wie die letzten Machos breitmachen.

Auf der elfminütigen Fahrt begnüge ich mich damit nachzusehen, was sich im Land von Facebook, Twitter und Instagram so tut. Irgendwann kann ich mich nicht mehr beherrschen. Nachdem ich mich vergewissert habe, dass die Reisenden um mich herum selbst ins Social-Media-Land abgetaucht sind und es nicht einmal merken würden, wenn jemand nackt durch den Waggon liefe, öffne ich die Tinder-Seite.

Acht Treffer! Es geht deutlich aufwärts, seit ich ein anderes Profilbild eingestellt und meinen Lebenslauf frisiert habe. Einigen Bewerbern schreibe ich zurück. Nur denen, die wirklich an einem Treffen interessiert zu sein scheinen, nicht nur an schnellem Sex oder einem Dreier. Dann betrachte ich die Profilbilder, weil Verabredungen ein Spiel sind, das man mitmachen muss, wenn man gewinnen will. So stand es jedenfalls in diesem Artikel letzte Woche in *Grazia*.

Einen »Bacon-Liebhaber und Heavy-Metal-Fan« swipe ich nach links, ebenso den Typen, der behauptet, er »sei ein ganz Langer, und zwar in doppelter Hinsicht«. Es folgen ein paar geölte Oberkörper. Bei der mageren Ausbeute muss ich seufzen, und der Dopaminschub in meinem Körper flaut merklich ab, als mir aufgeht, dass man eher Leben auf der Sonne findet als über Tinder einen Partner. Beim Anblick des nächsten Fotos erstarre ich allerdings. Mein Finger verharrt schwebend über seinem Gesicht.

James.

Er ist es wirklich. James Wickenden. #besterfreundallerzeiten.

O Gott. Mein Herz klopft plötzlich so laut und schnell,

als hätte ich Speed genommen. Ich muss meinen Schal lockern, bevor er mich erwürgt.

Was macht James auf Tinder? Ist er Single? Aus irgendeinem unerfindlichen Grund habe ich mir immer vorgestellt, dass Becca und er noch zusammen sind, vielleicht sogar mittlerweile verheiratet. Es ist ein Schock, jetzt eines Besseren belehrt zu werden. Natürlich ist es möglich, dass er trotzdem noch mit Becca zusammen ist, sage ich mir. Vielleicht macht er es wie andere Männer, die ich schon über Tinder kennengelernt habe: Sie sind verheiratet und suchen nur nach einem kleinen Seitensprung. Ich hoffe inständig, dass dem nicht so ist.

Es gibt noch mehr Fotos, und alle sind mit seinem Facebook-Account verlinkt. Eines zeigt ihn in Boxershorts an einem Strand irgendwo in den Tropen. Definitiv nicht in Bournemouth, das ist mal sicher. James ist braun gebrannt und sieht umwerfend aus mit seinem Sixpack, in den er offenbar viel Zeit investiert. Auf einem anderen Bild steht er in einem eleganten Anzug mit Ansteckblume vor einer Kirchentür. Er hat den Arm um jemanden gelegt, aber die Person ist aus dem Bild herausgeschnitten. Ich frage mich, ob es sich um eine Exfreundin handelt oder vielleicht sogar um Becca. Auf keiner der Aufnahmen trägt James einen Ehering. Warum Becca und er sich wohl getrennt haben? Da war der Unfall, natürlich. Drei Jahre ist das jetzt her.

Damals kursierten alle möglichen Gerüchte, aber wir haben nie wirklich erfahren, was aus Becca wurde, nachdem sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Sie bekam eine Abfindung von der Agentur und verschwand. Ihre Social-Media-Accounts sind alle auf Eis gelegt. Das weiß ich, weil ich gelegentlich auf ihre Facebook-Seite surfe

und nie etwas Neues vorfinde, von ein paar Geburtstagsgrüßen von Freunden mal abgesehen. Aber auch die werden weder gelikt noch kommentiert.

Noch einmal lese ich James' Tinder-Profil: »Anwalt im Unterhaltungsbereich. Gut in beidem. Außerdem bin ich nett zu meiner Mutter.«

Er mag es kurz und liebenswürdig, mit einem Schuss Humor. Dass er seine Mutter erwähnt, macht ihn noch mal viel charmanter. Nicht dass er Charme nötig hätte, bei einem solchen Profilbild und dem Wort »Anwalt«. Der unscheinbarste Typ hätte Erfolg, wenn er den »Anwalt« heraushängen ließe. Als Mann jedenfalls. Bei Frauen ist das anders. Ich überlege, wie viele Frauen ihm wohl vom Aussehen her gefallen und gleich in die engere Auswahl geswipt werden. Und wie viele Frauen ihn in die engere Auswahl nehmen – alle, würde ich tippen.

Ich werfe noch mal einen genaueren Blick auf seine Fotos. James' Augen sind so blau, dass sie mich an das Wasser im Strandbad von Brockwell Park erinnern, und dann ist da noch das Grübchen in seiner linken Wange. James ist wirklich ein Sechser im Lotto. Ich kann mich noch daran erinnern, was für Reisen er mit Becca unternommen hat, nach Paris und nach Ibiza. Ständig hat sie sich darüber ausgelassen, wie romantisch das war und dass er – Hashtag! – der perfekte Mann wäre.

Worauf um Himmels willen warte ich noch? Ich swipe ihn nach rechts. Sofort krampft sich mein Magen zusammen. Wird er mich auch auswählen? Oder ist das zu viel verlangt? Wird er mich erkennen? Das bezweifle ich. Wir sind uns nur einmal kurz begegnet, vor drei Jahren, und seither habe ich mich ziemlich verändert.

Mist. Beim Aufschauen habe ich gemerkt, dass wir meine Haltestelle erreicht haben. Die Waggontüren schließen sich bereits wieder. Als ich endlich meine Sachen zusammengesammelt habe, ist es zu spät. Der Zug fährt an. Verdammst. Jetzt muss ich in Peckham Rye aussteigen und bis Denmark Hill zurücklaufen oder auf dem windigen, dunklen Bahnsteig auf den Zug in die Gegenrichtung warten.

Stattdessen rufe ich ein Uber-Taxi. Zum Teufel mit dem Geld. In meinem Magen macht sich ein Kribbeln breit, ein angespannter Kitzel, als würde jemand auf einer Gitarre ständig denselben falschen Akkord spielen. Ich muss meine Begeisterung ein wenig zügeln. Vielleicht antwortet James gar nicht, und dann werde ich nur enttäuscht sein.

Zu Hause brennt Licht, aber ich weiß, dass außer Chris niemand da ist. Ich habe die Lampen an eine Zeitschaltuhr angeschlossen, aus Sicherheitsgründen und damit es abends einladender wirkt. Dieser schöne warme, gelbliche Schein. Ich schaue an der dreistöckigen Backsteinfassade hinauf und danke meinem Glückstern für Tess und ihre Eltern. Ohne sie könnte ich mir nie ein Haus leisten, nicht zur Miete und erst recht nicht als Eigentum. Ich habe mich im Internet schlaugemacht: Fast zwei Millionen Pfund ist das viktorianische Eckreihenhaus mit seinen fünf Zimmern wert. Rote Backsteinfassade; eine hohe Hecke, die etwas Privatsphäre bietet; hübsche rote Haustür mit Buntglasfenstern und Messingklopfer. Wenn ich durch das Tor trete und den Pfad zum Haus hinauflaufe, fühle ich mich manchmal wie eine Waise in einem Dickens-Roman, die gleich an die Tür der Person klopft, die sich als ihr wohlthätiger Retter erweisen wird.

Der einzige Nachteil ist, dass das Haus in Denmark Hill

liegt, in Camberwell also, was nicht die beste Gegend ist. Und schräg gegenüber befindet sich eine Siedlung mit Sozialwohnungen.

Chris stürzt sich auf mich, sobald ich durch die Tür trete. Er ist sauer, weil ich so lange fort war, und stößt mit dem Kopf gegen meine Schienbeine, um mich das spüren zu lassen. Ich hebe ihn hoch.

»Dummer Kater«, sage ich und trage ihn in die Küche, wo er von meinem Arm springt und auf dem Tisch landet. Er macht einen Buckel und sieht aus wie einer dieser finster dreinblickenden Jungs, die in der Siedlung gegenüber abhängen und Drogen verkaufen, Kapuzen über den Kopf gezogen, die Hände in überdimensionierte Trainingshosen gesteckt und Nikes in der Größe kleiner Kähne an den Füßen.

»Schon gut, schon gut, du bekommst ja etwas zu fressen«, erkläre ich und greife nach einem der eingeschweißten Päckchen mit überteuertem Fleisch in geleeartiger Masse. »Was darf es denn heute sein, Chris Hemsworth? Lachs oder Huhn?«

Er maunzt ungeduldig.

»Gut, dann also Huhn.« Ich schütte das Futter in den Napf und halte mir die Nase zu. Der Kater gehört Tess, nicht mir. Meine Mitbewohnerin hat ein Faible für Schauspieler. Chris und ich kommen einigermaßen klar, obwohl ich ehrlich gesagt eher der Hundetyp bin. Ich füttere ihn und reinige sein Katzenklo, und er lässt mich spüren, dass ich nicht Tess bin. In meinem Bett darf er nicht schlafen, weil er immer sein halbes Fell dort zurücklässt. Mich um ihn zu kümmern war der Preis, den ich zu zahlen hatte, um das Haus für mich zu haben, solange Tess auf Weltreise ist. Eigentlich schade, hatte ich ihr gegenüber gemeint, dass er

nicht der echte Chris Hemsworth ist. Den würde ich definitiv in meinem Bett schlafen lassen.

Tess' Eltern, die ihre Kinder hier aufgezogen haben, sind vor ein paar Jahren in den Ruhestand gegangen und nach Portugal gezogen. Doch das Haus haben sie behalten. Tess und ich dürfen hier wohnen, zu einer ziemlich günstigen Miete. Ich persönlich könnte mir von meinem Lohn nicht einmal ein Loch in der Siedlung gegenüber leisten. Und jetzt, da Tess sechs Monate lang auf Reisen ist, habe ich das ganze Haus für mich allein.

Ich öffne den Kühlschrank und halte mich an der Tür fest. Zum Kochen bin ich zu müde, außerdem hatte ich mir in der Mittagspause, nach dem Besuch im Sportstudio, bei Pret etwas zu essen geholt. Und okay, heute Nachmittag habe ich auch noch einen Hobnob verspeist. Das war dumm von mir. Ich zähle immer noch Kalorien, auch wenn ich nicht mehr bei den Weight Watchers bin. Es ist mir in Fleisch und Blut übergegangen.

Im Kühlschrank befinden sich noch etwas Räuchermaikrele, ein Rest Spinat und ein Becher fettfreier Joghurt. Seufzend lasse ich den Blick zu der Flasche Sauvignon im Türfach gleiten und dann zu der Schachtel rosafarbener Champagnertrüffel, die mir ein Kunde vor ein paar Monaten geschenkt hat. Beides habe ich mir als Belohnung für den Moment aufgehoben, in dem ich die ersten zehntausend Wörter meines Buchs geschrieben habe. Ach zum Teufel noch mal. Ich werde ein Bad nehmen, ein Glas Wein trinken und dieses Manuskript lesen. Das wird mich davon abhalten, alle fünf Sekunden auf Tinder nachzuschauen, ob James schon geantwortet hat.

Ich schlafe im ehemaligen Zimmer von Tess' Bruder. Es

schaut auf den Garten hinaus und hat eine durchaus anständige Größe, obwohl mir Tess' Räumlichkeit im Dachgeschoss lieber wäre. Sie ist mehr als drei Mal so groß. Die Teppiche in meinem Zimmer könnten mal ausgetauscht werden, aber ich habe mein Bestes getan, um es so wohnlich wie möglich zu gestalten. Das Bettgestell ist eine echte Antiquität. Außerdem habe ich eine Vorliebe für Zierkissen. Irgendwie kann ich nicht aufhören, ständig neue zu kaufen. Tess spottet immer darüber und meint, die Kissen würden sich wie die Kaninchen vermehren. Dieser Raum ist mein Heiligtum. Bevor ich mit der Umgestaltung anfang, habe ich sogar eine Zielcollage mit meinen Ideen von seinem endgültigen Zustand angefertigt. Ich schnitt Fotos aus Zeitschriften aus und verteilte sie an einer großen Pinnwand. Die hängt nun über dem Kaminsims, übersät mit Bildern von turmbewehrten Schlössern, Luxusjachten und georgianischen Herrenhäusern. Ich glaube fest an das Gesetz der Anziehung. Man muss seine Wünsche visualisieren, um sie zu erreichen. Für den Moment bin ich allerdings zufrieden mit dem, was ich habe. Das Zimmer ist hell und luftig, mit zarten Farbschattierungen: gedeckte Weiß- und Grautöne durchsetzt von einzelnen Farbakzenten. Die Vorhänge sind altrosa und passen zu dem Sessel, den ich habe aufpolstern lassen, und zu den Bergen aus Zierkissen auf dem Bett.

Mein Schreibtisch, den ich aus einem Antiquitätenladen in East Dulwich gerettet habe, steht vor dem Fenster. Von meinem Platz dahinter kann ich auf das Haus hinter dem unseren blicken. Ich habe wesentlich mehr für den Schreibtisch hingelegt, als vernünftig gewesen wäre, aber ich dachte, er würde mich dazu inspirieren, meinen Roman zu schreiben. Tatsächlich benutze ich ihn nur für die Buch-

haltung, ein kleines Nebengeschäft, mit dem ich mein Gehalt aufbessere.

Der Roman, den ich begonnen habe, vegetiert irgendwo in meinem Computer vor sich hin. Jedes Mal, wenn ich den Schreibtisch anschau, verspüre ich Gewissensbisse, die schnell einem gewissen Groll weichen. Es ist dasselbe Gefühl, als würde man sich eine Erinnerungsnotiz in sein Handy programmieren, dass man seine Mutter anrufen soll – nach ein paar Erinnerungen ärgert man sich über sein Handy, dann über seine Mutter, dabei müsste man eigentlich nur zum Handy greifen und seine Mutter anrufen. Vielleicht würde mir ein neuer Schreibtisch helfen, die Feindseligkeit gegenüber meinem Roman zu überwinden. Vielleicht sollte ich auch einfach einen neuen anfangen. In jedem Fall müsste ich eine Entscheidung treffen und loslegen. So ein Buch schreibt sich schließlich nicht von selbst.

Neben meinem Zimmer befinden sich ein Bad und gegenüber davon ein kleinerer Raum, der mal ein Arbeitszimmer war, bevor Tess' Freund Rob ihn in ein Tonstudio verwandelt hat. Ein paar Monate später haben sie sich getrennt, weil er das Unverzeihliche getan hat und Tess daraufhin ihre Weltreise antrat.

Überall finden sich noch tausend Überbleibsel, die dem Haus etwas Familiäres verleihen: Fotos auf dem Klavier, alte Mäntel an den Haken neben der Eingangstür, verwaiste Schuhe und zerbrochene Tennisschläger unter der Treppe, ein Küchenregal mit Rezeptbüchern voller Fettflecken. Außerdem liegen hier ein paar ungewöhnliche Dinge herum: eine Bullenpeitsche, eine Hockeymaske und eine große Eulenstatue – Requisiten, die Tess als Andenken aus dem Theater mitbringt, wenn eines ihrer Stücke abgelaufen

ist. Sie verleihen dem Haus eine unkonventionelle, künstlerische Atmosphäre, die mir gefällt.

Manchmal verspüre ich Neid, wenn ich daran denke, dass Tess hier aufgewachsen ist, zusammen mit zwei zankenden Geschwistern und Eltern, die sich um sie gekümmert haben und so viel Geld besaßen, dass sie alle drei Kinder auf eine Privatschule schicken konnten und später auch noch auf die Universität. Hätte meine eigene Mutter das Geld gehabt, um eine Privatschule oder ein Studium zu bezahlen, hätte sie es für Kippen, Fusel und Bingo rausgeschmissen.

Ich bin als Einzelkind in einem kleinen Arbeiterhäuschen in Hexthorpe aufgewachsen, einer schäbigen Kleinstadt in der Nähe von Doncaster, die vor allem für drei Dinge berühmt ist: einen großen Eisenbahnunfall im Jahr meiner Geburt, die drohenden Randalen wegen der Anzahl der Asylsuchenden, die man dorthin schickte (meine Mutter gehörte zu den Möchtegern-Randalierern – meinen Hinweis, dass diese Leute nirgendwo anders hinkönnten, nahm sie gar nicht zur Kenntnis, sondern erklärte nur: *Wenn London diese Leute will, soll London sie doch behalten*). Und drittens durch den landesweiten Rekord an übertragbaren Geschlechtskrankheiten.

Ob Letzteres noch zutrifft, weiß ich nicht, aber als ich ein Teenager war, stimmte es. Mit sieben Jahren ging mir – inspiriert durch Film und Fernsehen – auf, dass es da draußen noch eine andere Welt gab, und zwar eine, in welcher der Himmel tatsächlich blau war und nicht von diesem permanenten Grau feuchter Asche durchzogen. Seitdem war Flucht das Einzige, was ich im Sinn hatte. Ich könnte wetten, dass sich die von der Regierung geschickten Asylsuchenden genauso fühlten: unwillkommen, hoffnungslos

und zutiefst angenervt von den zugenagelten Fenstern, dem Müll überall und dem zuverlässig schlechten Wetter. Die meisten wünschten sich bestimmt, sie hätten ihre Heimat nie verlassen, da selbst ein Kriegsgebiet wahrscheinlich besser war als Hexthorpe.

Jeden Tag, wenn ich zum Bahnhof gehe, um ins Büro zu kommen, spüre ich das Glück, diesem Ort entflohen zu sein. Ich bin jetzt dreißig und nur selten nach Hexthorpe zurückgekehrt, seit ich mit achtzehn dort abgehauen bin. Meine Mutter arbeitet immer noch zwei Schichten in der örtlichen Entzugseinrichtung für Jugendliche. Viel zu sagen haben wir uns nicht, meine Mutter und ich. Sie erzählt mir von den Kindern, die in der jeweiligen Woche Selbstmordversuche unternommen oder Fäkalien an die Wand geschmiert haben, und ich berichte, was für berühmte Gesichter bei uns in der Agentur ein und aus gehen. Wenn die nicht zufällig in *Corrie* mitspielen, ihrer Lieblingsserie, zeigt meine Mutter allerdings kein Interesse. Dass ich nach London gezogen bin, hat sie mir nie verziehen. Ich sei eine durchgeknallte Hauptstadt-Tussi mit einem Stock im Arsch, erklärt sie mir ständig.

Ich begeben mich ins Bad, das ans Schlafzimmer von Tess' Eltern grenzt. Es ist schöner als meines, weil sie es erst vor ein paar Jahren haben renovieren lassen: Die Badewanne mit den Klauenfüßen ist bezaubernd, und die Regendusche wäre groß genug für einen Dreier, den man über Tinder arrangieren könnte, wenn man denn Spaß an so etwas hat. Ich lasse Wasser einlaufen und zünde ein paar Kerzen an, bevor ich in mein Zimmer zurückkehre, um meinen Wein und das Manuskript zu holen. Wein hat einen Haufen Kalorien, aber mit meinem Spurt zum Zug habe ich sie bereits

abtrainiert. Und man sollte sich ja nicht selbst verleugnen. Das macht einen nur unglücklich, und Unglück provoziert Fressattacken.

Ich gleite in das heiÙe Wasser und greife nach meinem Wein und dem Manuskript. Nach drei Seiten habe ich das Glas ausgetrunken und die Lust an dem Text verloren. Der Stil ist nicht gerade brillant, und auch die Geschichte ist wenig originell. Hätte ein fetter, unansehnlicher Fünfzigjähriger sie geschrieben, würde kein Hahn danach krähen. Aber da die Autorin zweiundzwanzig ist, eine Frau und attraktiv, kann man es in den Himmel jubeln und einen millionenschweren Hype darum veranstalten.

Enttäuscht lasse ich die Seiten auf den Boden fallen und lehne mich zurück, bis ich fast völlig im Wasser versinke. Hier, in meinem Wasserkokon, schweifen meine Gedanken von dem Manuskript allmählich zu den wesentlich glücklicheren Erinnerungen an James.

Das einzige Mal, dass ich ihm begegnet bin, liegt schon drei Jahre zurück. Es war am Abend der Weihnachtsfeier von PKW.

Dem Abend des Unfalls.

\* \* \*

»O mein Gott«, flüstert Flora und packt mich am Arm.  
»Schau dir den mal an.«

Mit dem Glas in der Hand drehe ich mich um und kippe fast aus den Latschen. Der Typ ist wirklich ein Knaller. In Fleisch und Blut noch mehr als auf den Fotos, die Becca ständig auf Instagram und Facebook postet.

Flora mustert ihn wie ein Stück Schokoladenkuchen mit

dicker Buttercreme-Glasur; es fehlt nicht viel, und sie hätte gesabbert. Als ich mich darüber lustig mache, nimmt ihr Gesicht die Farbe ihres Kleides an – ein knalliges Pink –, und sie stößt einen theatralischen Seufzer aus. »Mit so jemandem nach Hause zu gehen, stell dir das mal vor. Die Welt ist einfach ungerecht.«

Ich zucke mit den Achseln. »Meiner Erfahrung nach sind Männer, die so gut aussehen, arrogante Arschlöcher.«

Flora kann sich immer noch nicht von James' Anblick losreißen. »Das würde ich ihm glatt verzeihen. Ich würde ihm alles verzeihen. Er sieht aus wie Christian Grey. Und nach allem, was man hört, ist er ein wunderbarer Mann.«

Daran habe ich meine Zweifel. In diesem Moment dreht James sich in der Menge um – wir stehen im Innenhof, vor dem Winterwetter durch ein Glasdach und ein Dutzend Heizpilze geschützt, die wie Raketenantriebe feuern. James' Miene ist unnahbar, fast schon verächtlich. Seine Oberlippe verzieht sich leicht, als sei er nicht freiwillig hier und würde die Kollegen seiner Freundin nur ertragen, damit sie hinterher mit ihm schläft. Ich hatte recht. Er ist arrogant. Aber dann lächelt er plötzlich, und sein Gesicht verändert sich, und ich bin gezwungen, meine Meinung noch mal zu überdenken.

»O Gott, schau ihn dir nur an!«, sprudelt es aus Flora hervor. Sie lässt sich gegen mich sinken wie ein hilfloses Fräulein in einem altmodischen Liebesroman.

Es stimmt schon. In seinem schwarzen Jackett ist James der bei Weitem attraktivste Mann im Raum. Alle betrachten ihn, manche ganz ungeniert, die meisten eher verstohlen. Und Becca, die das wohl spürt, geht zu ihm hin und hängt sich an seinen Arm wie eine dieser Plastikkugeln, mit denen der Weihnachtsbaum im Foyer geschmückt ist.

»Sie ist auch umwerfend«, sagt Flora. Unwillkürlich ziehen wir beide den Bauch ein, als wir Becca und ihr hautenges Kleid mit dem sich darunter abzeichnenden Slip betrachten. »An mir würde dieses Kleid wie ein bauchfreies Oberteil wirken. Wenn ich es überhaupt über den Kopf bekäme«, fährt Flora kichernd fort. »Vermutlich könnte ich es bestenfalls als Stirnband tragen.«

Ich lache. »Du siehst doch toll aus«, versichere ich ihr.

Flora strahlt mich an und zieht ihr Kleid herunter, um noch mehr von ihrem üppigen Busen zu enthüllen. »Danke. Du aber auch«, erwidert sie.

Ich lächele, trete aber unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Dann muss ich schlucken. Mir ist, als säße mir eines der kleinen Würstchen im Schlafrock, die ich gerade gegessen habe, quer in der Kehle. Toll fühle ich mich nicht gerade, eher unansehnlich. Mein Kleid hatte ich eine Nummer zu klein gekauft, um mich zu motivieren, vor Weihnachten noch ein paar Pfund abzuspecken. Aber da die Leute ständig Quality-Street-Dosen und Hackfleischpastetchen zur Arbeit mitgebracht haben, sitzt das Kleid jetzt an Bauch und Hüften viel zu stramm. Ob es überhaupt mein Stil ist, weiß ich auch nicht so genau. Es ist blau und vom Material her eher billig und glänzend, weshalb ich die ganze Zeit vor mich hin schwitze. Ein Kleid vom Ausverkaufsständer bei Primark war aber das Einzige, was ich mir leisten konnte.

Ich bezweifle, dass Becca etwas von Primark trägt. Ihr Kleid scheint eher einen Monatslohn gekostet zu haben, dabei ist es nur ein Hauch von nichts. Und ihre Schuhe sehen ebenfalls teuer aus. Becca wirkt, als wäre sie direkt vom Laufsteg gekommen. Ihr Haar, das zu einem dieser langen,

welligen Pagenköpfe geschnitten ist, rahmt ihr Gesicht perfekt ein. Ich beobachte, wie sie James ein Glas Champagner reicht und sich dann besitzergreifend bei ihm einhakt. Er legt seine Hand auf ihre, und diese Geste ist so zärtlich und beschützend, dass meine Brust schmerzt und meine Eingeweide sich anfühlen, als würden sie wie ein alter grauer Lappen ausgewrungen. Unweigerlich merke ich, dass ich gegen die Tränen ankämpfe.

Schnell wende ich mich ab. »Ich geh nur mal zum Klo«, murmele ich.

»Gut«, sagt Flora, den Blick immer noch träumerisch auf Becca und James gerichtet.

Auf der Damentoilette im ersten Stock, wohin ich mich geflüchtet habe, um den anderen Partygästen zu entgehen, starre ich wütend mein Spiegelbild an und tupfe die Tränen ab, die meine Wimperntusche zu ruinieren drohen. Das ist doch albern, versuche ich, mir einzureden. Aber ich hatte mich so auf diesen Abend gefreut. Ich wollte dieses Kleid tragen und mich schön darin fühlen. Sogar sexy. Wenigstens einen Abend lang wollte ich mich wohl in meiner Haut fühlen. Was bin ich nur für eine Idiotin.

Ich atme tief durch und tupfe mir die Augen ab. Mein Gesicht glänzt speckig, und meine Haare kräuseln sich wild, als hätte ich den Finger in die Steckdose gesteckt. In meinen Achselhöhlen hat sich Schweiß gebildet und zeichnet sich auf dem Polyester deutlich ab. Mist. Ich stecke Papiertücher unter die Arme, damit sie den Schweiß absorbieren. Dann tupfe ich mir Puder ins Gesicht, um den Glanz abzumildern.

Aus der Kabine hinter mir tritt Donna, eine unserer Cheffinnen, fünfzig Jahre alt und von einem so selbstbewusst glamourösen Auftreten, wie es nur eine Frau mit regelmä-

ßigen Botox-Behandlungen und Designergarderobe vermag. Als sie mich bemerkt, hält sie entschieden Abstand. Mitarbeiterinnen der Finanzbuchhaltung sind für sie nicht weiter interessant. Um an den Seifenspender zu gelangen, muss sie sich allerdings an mir vorbeibeugen, und da er nicht ordnungsgemäß an die Wand geschraubt ist, reißt sie ihn bei der Betätigung des Hebels fast aus den Angeln.

»Wir sind gerade erst eingezogen, und schon bricht alles zusammen«, erklärt sie seufzend.

Ich nicke verlegen. »Aber es ist wunderschön«, erwidere ich nervös und zeige auf die Wände. »Die, äh, Renovierungsmaßnahmen. Es sieht alles sehr schön aus. Und die Party ist auch toll.« Ich verfluche mich innerlich dafür, dass ich derart herumschleime und so hirnlos klinge. Außerdem ist mir schmerzlich bewusst, dass in meinen verschwitzten Achseln noch die Papiertücher stecken. Hat sie es bemerkt?

Natürlich nicht. Ich bin ja mehr oder weniger unsichtbar für sie. Donna murmelt eine Antwort, ist aber längst auf dem Weg zur Tür.

Als sie fort ist, starre ich wieder in den Spiegel und reiße die feuchten Papierhandtücher aus den Achselhöhlen. Erneut steigen Wut und Selbsthass in mir auf. Ich wünschte, ich wäre wie Flora, die sich beim Blick in den Spiegel darüber zu freuen scheint, was sie sieht. Davon bin ich weit entfernt. Wann auch immer ich in den Spiegel schaue, höre ich nur meine Mutter mit einem höhnischen Grinsen verkünden, dass mich sowieso niemand wollen wird.

Am liebsten würde ich mich in einer der Toilettenkabinen einschließen und dort bleiben. Dämliche Büroparty. Warum hatte ich nur erwartet, dass es ein großer Spaß werden würde? Vielleicht weil es die einzige Einladung in mei-